

Feature I

Auf dem Meeresgrund: Kurt Singers japanisches Exil¹

Folker Reichert



Kurt Singer (1886-1962) hatte nicht viel Glück in seinem Leben. Als deutscher Jude musste er Ausgrenzung und Verfolgung erdulden. Im Exil sah er sich seiner kulturellen Wurzeln beraubt, und sein weiteres Leben glich einer Odyssee. Eine Anstellung, die seinen Fähigkeiten entsprochen hätte, blieb ihm zeitlebens verwehrt. Dennoch hinterließ er ein Werk, das als Klassiker der westlichen Japanforschung gilt und die Lektüre bis auf den heutigen Tag lohnt. Die Umstände seiner Entstehung und das Japan-Erlebnis des Autors sind jedoch besser zu verstehen, wenn noch entschiedener als bisher geschehen seine Briefe und Tagebücher in die Deutung einbezogen werden. Die personen- und wissenschaftsgeschichtliche Forschung hat sich mehr für Singers Verbindungen zu Stefan George, weniger für seine japanischen Jahre interessiert. Der mit Japan befassten Forschung stand die archivalische Überlieferung nicht oder nur teilweise zur Verfügung. Eine umfassende Bestandsaufnahme steht freilich noch aus.²

Kurt Singer entstammte einer weit verzweigten jüdischen Familie und war beispielsweise mit dem amerikanisch-jiddischen Schriftsteller Isaac B. Singer und dem Gründer von Singers Nähmaschinenfabrik in New York entfernt verwandt.³ Sein Vater war

1 Der Artikel erschien erstmals in: Zeitschrift für Geschichtswissenschaft 62 (2014), S. 705-725. Nachdruck mit freundlicher Genehmigung des Autors.

2 Zur Identifikation der Nachlässe werden folgende Abkürzungen gebraucht: NEK = Nachlass Erich von Kahler (Marbach, Deutsches Literaturarchiv); NES = Nachlass Edgar Salin (Basel, Universitätsbibliothek, NL 114). – NKL = Nachlass Karl Löwith (Marbach, Deutsches Literaturarchiv). – NKS = Nachlass Kurt Singer (Hamburg, Staats- und Universitätsbibliothek).

3 Zur Biographie vgl. Tilmann Allert, Das gebrochene Pathos der Auserwähltheit. Zwischen Stefan George und Georg Simmel: Eine intellektuelle Biographie Kurt Singers, in: Saeculum 51 (2000), S. 100-157; gekürzt in: Achim Eschbach/Viktoria Eschbach-Szabo/Nobuo Ikeda (Hg.), Interkulturelle Singer-Studien. Zu Leben und Werk Kurt Singers, München 2002, S. 9-42; Claus-Dieter Krohn, Ökonom wider Willen. Kurt Singers frühe intellektuelle Biographie, ebd. S. 43-59; Rainer Nicolaysen, „... ein Stück ‚Odyssee eines Forschers‘ also“. Kurt Singer und die Hamburger Universität, ebd. S. 61-93; ders. in: Hamburgische Biografie 3, Hamburg 2003, S. 396-398; Korinna Schönhärl, Wissen und Visionen. Theorie und Politik der Ökonomen im Stefan George-Kreis (Wissenskultur und gesellschaftlicher Wandel 35),

als Textilkaufmann in Magdeburg tätig, und auch der Sohn fasste einen handfesten Brotberuf ins Auge, als er in Genf, Freiburg, Berlin und Straßburg das Fach Nationalökonomie studierte. Seine vielfältigen, vor allem kunstgeschichtlichen, philosophischen und literarischen Interessen stellte er zurück, um nicht persönliche Vorlieben mit beruflichen Notwendigkeiten zu vermischen. Immerhin gelang es ihm, den Beruf eines Wirtschaftsjournalisten und Schriftleiters bei einer angesehenen Fachzeitschrift mit einer Lehrtätigkeit an der Universität Hamburg zu verbinden. Zwischen 1919 und 1931 bot er – ohne einmal auszusetzen – Vorlesungen und Übungen an, die offenbar so gut besucht waren, dass auch die Berufung auf einen Lehrstuhl möglich schien. Singer wollte in Hamburg bleiben und schlug sogar ein Angebot aus Königsberg aus. Doch damit verscherzte er sich manche Sympathien.

Hinzu kam ein persönliches Problem. Singer war klein von Gestalt. Selbst Freunde und ihm nahestehende Kollegen machten sich über sein „Körperformat“ lustig.⁴ Auch sagte man ihm nach, einen Minderwertigkeitskomplex durch eine „napoleonische“ Attitüde zu kompensieren. In seine Gescheitheit mische sich „etwas von der Bosheit des Zwerges“.⁵ Seine Veröffentlichungen konnten scharf und verletzend sein, Eingaben und Anträge in eigener Sache kamen pompös, hochtrabend und immer mit hohem Anspruch daher. Selbstüberschätzung lag ihm nicht fern. Wenn es darauf ankam, durfte er daher nicht viel Unterstützung erwarten. Er musste erleben, dass sich alle Hoffnungen auf einen Lehrstuhl zerschlugen. Nicht einmal eine (unbezahlte) Honorarprofessur ließ sich realisieren. Dabei gab es an seinen fachlichen Qualitäten wie auch an seiner umfassenden Allgemeinbildung nie einen Zweifel. John Maynard Keynes, der britische Wirtschaftswissenschaftler, dessen Theorie des „deficit spending“ die Wirtschaftspolitik der Staaten revolutionierte, kam im Jahr 1926 nach Berlin und traf nur drei Personen, die ihn interessierten, den Nobelpreisträger Albert Einstein, den Bankier Carl Fürstenberg und Kurt Singer, den „rätselhaften Ökonomen“ (*mystical economist*), was immer er damit meinte.⁶ Alle drei waren Juden.

Berlin 2009, S. 94 ff.; Christian Oesterheld in: Achim Aurnhammer/Wolfgang Braungart/Stefan Breuer/Ute Oelmann (Hg.), Stefan George und sein Kreis. Ein Handbuch, Berlin – Boston 2012, Bd. 3, S. 1654-1658. – Zum Japanaufenthalt: Bertram Schefold/Korinna Schönhärl, Der Georganer Kurt Singer in Japan: „Die aber wie der Meister sind, die gehen, Und Schönheit wird und Sinn wohin sie sehen.“ in: Studien zur Entwicklung der ökonomischen Theorie XXVII, hg. von Heinz D. Kurz (Schriften des Vereins für Socialpolitik 115/XXVII), Berlin 2012, S. 47-67.

- 4 Vgl. John Maynard Keynes, *The Collected Writings*, Bd. 10: *Essays in Biography*, London 1972, S. 383: „two foot by five“; Fine von Kahler an Erich von Kahler, 8. 7. 1925 (über Wilhelm Worringer): „... mit kaum mehr als singerhafter ... Statur“; dies. an Friedrich Gundolf, 5. 4. 1920, über Singers „Köpfchen“ (Friedrich Gundolf – Erich von Kahler, *Briefwechsel 1910-1931*. Mit Auszügen aus dem Briefwechsel Friedrich Gundolf – Fine von Kahler, hg. von Klaus Pott, Göttingen 2012, Bd. 2, S. 497, 441). – „Körperformat“: Karl Jaspersen, ... ein Stück Odyssee (wie Anm. 3), S. 76.
- 5 Michael Landmann, *Figuren um Stefan George*, Bd. 2, Amsterdam 1988, S. 63; „napoleonic attitude“: Eduard Heimann, 1940 (zit. Schönhärl, *Wissen* [wie Anm. 3], S. 105).
- 6 Keynes, *Collected Writings* 10 (wie Anm. 4), S. 383. Vgl. Krohn, *Ökonom wider Willen* (wie Anm. 3), S. 43.

Folger des Meisters

Einfluss auf Singers intellektuelle Entwicklung nahmen seine akademischen Lehrer: die Ökonomen Gustav von Schmoller und Adolf Wagner, der Kunsthistoriker Heinrich Wölfflin und vor allem der Soziologe Georg Simmel, den er über die Maßen verehrte, später auch Aby Warburg, dessen Frage nach dem Weiterleben der Antike ihn besonders interessierte. Aber noch viel wichtiger war ihm die Begegnung mit dem Dichter Stefan George. Wie viele andere erlag er dem Zauber eines Mannes, der sich als Genie zelebrierte und viel forderte, der aber offenbar auch viel zu geben verstand. Der Begriff der charismatischen Herrschaft, von Max Weber in die Sprache der Wissenschaft eingeführt, soll an der Gestalt des Dichters orientiert gewesen sein.⁷ Ungefähr seit der Jahrhundertwende scharte George einen Kreis junger Eleven um sich, deren Anlagen viel versprachen. Dazu gehörten nicht nur intellektuelle Brillanz und poetische Neigungen, sondern auch ein selbstsicheres Auftreten und jungmännliche Schönheit. Frauen hatten im Kreis keinen Platz. Wer die Erwartungen erfüllte, durfte an gemeinsamen Feiern teilnehmen, dem „Meister“ Unterkunft gewähren oder gar in den „Blättern für die Kunst“, der repräsentativen Buchreihe des Kreises, publizieren. George verstand sich immer auch als Erzieher. Wer hinter den Erwartungen zurückblieb, wurde an den Rand gedrängt oder aus dem Kreis verstoßen. Spektakulär war der Fall Friedrich Gundolfs, immerhin der Lieblingsschüler Georges und „Kanzler“ des Kreises, der aber ausscheiden musste, weil er sich zweimal mit unerwünschten Frauen eingelassen hatte.⁸

Grundsätzlich war der George-Kreis ein fluides Gebilde, die Mitgliedschaft flexibel.⁹ Zusammenhalt garantierte allein die Person des „Meisters“. Die Mitglieder sahen sich als Diener. George nannte den Kreis einen „Staat“ und verstand darunter ein Reich des Geistes, das nur wenigen Auserwählten offen stand. Nach dem Absturz des Kaiserreichs im Ersten Weltkrieg wuchs dem Kreis ein neues Selbstverständnis zu. Es kam darauf an, der leidenden Nation ihre geistesaristokratischen Traditionen in Erinnerung zu rufen und am Beispiel großer Männer („Kulturheilande“, wie Gundolf sie nannte) Wege aus der Not aufzuzeigen. Aus dem George-Kreis gingen Biographien Goethes, Shakespeares, Caesars und Friedrichs II. von Staufen hervor. Auch George selbst erhielt natürlich eine solche Biographie. Selbst wenn sie alle ohne Anmerkungen und Belege auskamen, handelte es sich um Werke mit wissenschaftlichem Anspruch. Zwar soll George einmal gesagt haben, von ihm führe kein Weg zur Wissenschaft, doch eine bemerkenswert große Zahl von Kreismitgliedern schlug früher oder später eine wis-

7 Vgl. Thomas Karlauf, Stefan George. Die Entdeckung des Charisma, München 2007.

8 Gunilla Eschenbach, Philine und Diotima, Hetäre und Heldin. Rollenzuschreibungen für Elisabeth Salomon, in: Ute Oelmann/Ulrich Raulff (Hg.), Frauen um Stefan George (Castrum Peregrini NF 3), Göttingen 2010, S. 253-270; Jan Andres in: Aurnhammer, Stefan George (wie Anm. 3), Bd. 3, S. 1404-1409.

9 Vgl. Ulrich Raulff, Kreis ohne Meister. Stefan Georges Nachleben, München 2009; Jürgen Egyptian, Die ‚Kreise‘, in: Aurnhammer, Stefan George (wie Anm. 3), Bd. 1, S. 365-407.

senschaftliche Laufbahn ein.¹⁰ Sogar drei Ökonomen, also Vertreter einer Wissenschaft, die sich nicht mit dem Geist, sondern mit Einkommen, Wechselkursen und anderen schnöden Dingen befasst, gehörten dazu. Einer von ihnen war Kurt Singer.

Die erste Begegnung mit dem „Meister“ kam 1916, in Singers 30. Lebensjahr, zustande, für Kreisverhältnisse relativ spät. Umso tiefer ging der Eindruck, den das Gespräch mit dem seit Langem verehrten Dichter auf Singer machte. Seitdem zählte er sich zu den „Freunden und Folgern ... , die von ihm ungeschriebenes Gesetz und Maß des Daseins nehmen“. Denn in George verkörpere sich „das Göttliche“ und schürze sich „der Knoten der Zeit ... Es ist als ob alle großen geistigen Ströme sich in diesem Menschen kreuzten und sich zur Kugel ballten“.¹¹ Noch nach Jahrzehnten konnte er sich an den Inhalt der Gespräche erinnern, die er – in angemessenen Abständen – mit dem „Meister“ führen durfte.¹² Er trug zwar nicht dessen genialische Frisur, wie andere „Folger“ und „Georginen“ das taten. Aber die Handschrift und Rechtschreibung, die George von seinen Anhängern verlangte, machte er sich freudig zueigen.¹³ Auch nach dessen Tod und zudem in großer räumlicher Ferne blieb er ihm treu: „... der sich band an einen stern / Der kehrt nicht um“ heißt es in einem seiner Gedichte.¹⁴

George seinerseits fand nicht nur Gefallen an seinem „Folger“. Er rechnete ihn zum Freundeskreis um Friedrich Gundolf, und als Gundolf aus der Gunst fiel, durfte auch Singer den „Meister“ immer seltener sehen. Seit 1926 fühlte er sich in „dauernder Verbannung“.¹⁵ Als er mit Platon einen anderen Heroen des Kreises porträtierte, da reagierte George verhalten und stellte die Frage, ob Singer das dürfe.¹⁶ Als Publikation des Kreises konnte das Buch nicht erscheinen. Wenig später erhielt Singer die ehrenvolle Einladung, an der kaiserlichen Universität in Tōkyō eine Gastprofessur zu versehen. George wünschte ihm Glück für die „lange Reise“.¹⁷ Wenigstens damit bewies er die ihm zugeschriebene prophetische Gabe. Erst nach 26 Jahren kehrte Singer nach Europa zurück, deutschen Boden betrat er nur noch einmal für kurze Zeit. Die zweite Hälfte seines Lebenswegs hatte den Charakter einer Odyssee.

10 Vgl. Bernhard Böschstein/Jürgen Egyptien/Bertram Schefold/Wolfgang Vitzthum (Hg.), *Wissenschaftler im George-Kreis. Die Welt des Dichters und der Beruf der Wissenschaft*, Berlin 2005.

11 Kurt Singer, *Stefan George und die Seinen* (1930), zit. Marnie Schlüter, *Geehrt im Namen des falschen Propheten. Kurt Singer und der Rathenau-Preis*, in: Eschbach, *Interkulturelle Singer-Studien* (wie Anm. 3), S. 119-136, hier S. 128; Singer an Martin Buber, 5. 2. 1916 (Martin Buber, *Briefwechsel aus sieben Jahrzehnten*, Heidelberg 1972/73, Bd. 1, S. 416 f. Nr. 293).

12 Schönhärl, *Wissen* (wie Anm. 3), S. 107; Oesterheld (wie Anm. 3), S. 1656.

13 In den nachfolgenden Zitaten aus Singers Briefen und Tagebüchern sind seine (wechselnden) Schreibweisen beibehalten. Die Interpunktion wurde modernisiert.

14 Schönhärl, *Wissen* (wie Anm. 3), S. 107 (nach Leonardo da Vinci).

15 Ebd., S. 100.

16 Oesterheld (wie Anm. 3), S. 1656. Singer selbst sah sich von George verstanden (Schönhärl, *Wissen*, S. 291 mit Anm. 354). – Zur Bedeutung Platons für den George-Kreis vgl. Stefan Rebenich, „Dass ein strahl von Hellas auf uns fiel“, in: *George-Jahrbuch 7* (2008/2009), S. 115-141; Raulff, *Kreis* (wie Anm. 9), S. 120 f.

17 Kurt Singer, *Bericht über die japanischen Jahre*, in: Robert Boehringer, *Eine Freundesgabe*, Tübingen 1957, S. 591-603, hier S. 599.

Gegen-Atlantis

Auch Japan machte es Kurt Singer nicht leicht. Was er von dem Land wusste, beruhte auf Lafcadio Hearn (1850-1904), einem amerikanischen Journalisten angloirisch-griechischer Abstammung, der sich nur kurze Zeit in Japan umsehen wollte, sich aber in das Land verliebte und vierzehn Jahre, bis zu seinem Tod, blieb. Er heiratete eine Japanerin, nahm einen japanischen Namen (Koizumi Yakumo) an und wurde von manchem seiner Landsleute als kultureller Verräter betrachtet. Das Bild, das er in seinen viel gelesenen Artikeln und Büchern von Japan als einem Land der Feen, Geister und tief verwurzelten Traditionen zeichnete, war in hohem Maße idealisiert und hatte mit der Realität einer sich rasant verwestlichenden Gesellschaft immer weniger zu tun. Er selbst wurde gegen Ende seines Lebens gründlich desillusioniert, und wer sich auf Lafcadio Hearn verließ, musste ebenfalls mit Enttäuschungen rechnen.¹⁸

Das gilt auch für Kurt Singer. Er unterrichtete in zwei Sprachen, auf Deutsch und auf Englisch. Mit letzterem kamen die Studenten zurecht. Doch in seinen deutschen Vorlesungen bemerkte er selbst die „horrenden“ Probleme, die sie hatten.¹⁹ Ihre Sprachkenntnisse, in drei Schuljahren erworben, reichten nicht aus, um der Darstellung komplexer ökonomischer Sachverhalte zu folgen. Singer gab sich Mühe, sein Sprechtempo zu drosseln und seine Gedanken Schritt für Schritt, bedächtig und verständlich, zu entwickeln.²⁰ Er lernte, was jeder lernen muss, der in einer seinen Hörern fremden Sprache unterrichtet. Doch wirklich zufrieden wurde er nie, und manchmal war er verzweifelt. Nicht einmal unter den Assistenten fand er ein sprachliches Niveau, wie er es sich wünschte. Nach jedem Gespräch fühlte er sich ausgelaugt wie nach einem römischen Bad.²¹

Hinzu kam ein grundsätzliches Problem, das ihm auch heute zu schaffen machen würde. Japanische (chinesische, koreanische) Studenten sollen und wollen lernen und betrachten ihren Lehrer als umfassend gebildeten Mann, der sie zum Lernen anhält. Singer dagegen vertrat die deutsche Universität seiner Zeit und erhob wie diese den Anspruch, vor allem eines: nämlich selbständiges Denken zu vermitteln. Die Befähigung zu kritischer Wissenschaft sollte darauf beruhen. Forschung und Lehre hatten in der Humboldtschen Universität denselben Zwecken zu dienen.

Von all dem glaubte Singer in Japan nichts zu verspüren, auch nicht an der Tōkyō-Universität, der besten Adresse im Land. Nicht einmal bei seinen japanischen Kollegen fand er Forscherdrang und wissenschaftliche Begabung. Nur Fleiß und Neugier, aber

18 Zu Lafcadio Hearn vgl. Paul Murray, *A Fantastic Journey. The Life and Literature of Lafcadio Hearn*, Ann Arbor 1997; Hirakawa Sukehiro (Hg.), *Lafcadio Hearn in Global Perspectives*, Folkestone 2007.

19 Singer an Julius Landmann, 20. 8. 1931 (NKS, B I 6, Bl. 8).

20 Singer an Martin Buber, 13. 5. 1934 (NKS, B I 2, Bl. 17; Druck: Buber, Briefwechsel [wie Anm. 11], Bd. 2, S. 536 f.).

21 Singer an Julius Landmann, 20. 8. 1931 (NKS, B I 6, Bl. 10 f.).

keine eigene Initiative, keiner wolle sich freiwillig isolieren, um ein Problem lösen zu können.²² Deren Vorlesungen seien nur zum Auswendiglernen für das jährliche Abschlussexamen geeignet; seine eigenen dagegen sollten der Persönlichkeitsentwicklung und Menschenbildung dienen. Sie mussten daher als äußerst ungewöhnlich, geradezu als „seltsam“ erscheinen.²³ Dem „Fachdrill“ der „öffentlichen Erziehungsanstalten“²⁴ setzte Singer das Ethos der autonomen Persönlichkeit entgegen. Offensichtlich hat er systematisch, Woche für Woche, seine Studenten überfordert. Dass sie nicht einfach weglieben, hat ihn selbst überrascht.²⁵

Dabei gab es nicht wenig, was ihm an Japan gefiel. Regelmäßig schrieb er an Freunde und Vertraute in Deutschland und teilte ihnen mit, wie es ihm ging. Denn er wollte den Kontakt halten, um nicht in Vergessenheit zu geraten. Vor allem mit Edith Landmann, deren Zorn über die Diskriminierung und Verfolgung der Juden in Deutschland er wie ihre schwärmerische Verehrung Stefan Georges vollkommen teilte, verband ihn eine langjährige, kontinuierliche Korrespondenz.²⁶ Von seinen Tagebüchern ging zwar das Meiste verloren; aber einige Notizen und Fragmente sind erhalten geblieben, die noch unmittelbarer als die Briefe seine wechselnden Stimmungen angesichts seiner nie ganz einfachen Lebensumstände wiedergeben.

Singer lebte nicht in Tokyo, sondern im nahen Kamakura, wo im späten 12. bis frühen 14. Jahrhundert die Shogunatsregierung residierte. Er bewohnte ein geräumiges japanisches Haus, in dessen schmucklos-anmutiger Atmosphäre er sich wohlfühlte. Gerade in schwierigen Zeiten bot es ihm – „inmitten leise rauschender Föhren“ – einen Raum des Rückzugs und der Besinnung.²⁷ Doch auch Personal stand ihm offenbar zur Verfü-

22 Singer an Julius Landmann, 20. 8. 1931 (ebd., Bl. 9).

23 Singer an Martin Buber, 13. 5. 1934 (NKS, B 1 2, Bl. 17; Druck: Buber, Briefwechsel [wie Anm. 11], Bd. 2, S. 536).

24 Singer an Edgar Salin, 31. 3. 1935; 10. 5. 1934 (NES, Fa 8930; Fa 8925).

25 Immerhin trug Singer dazu bei, die Rezeption Max Webers in Japan anzustoßen (Wolfgang Schwentker, Max Weber in Japan. Eine Untersuchung zur Wirkungsgeschichte 1905-1995, Tübingen 1998, S. 109 ff., 344 f.).

26 Zu Edith Landmann vgl. Korinna Schönhärl, „Wie eine Blume die erfroren ist“ – Edith Landmann als Jüngerin Stefan Georges, in: Bruno Pieger/Bertram Schefold (Hg.), Stefan George. Dichtung – Ethos – Staat. Denkbilder für ein geheimes Deutschland, Berlin 2010, S. 207-242; Carsten Dutt, Edith Landmann – oder der poetologische Essentialismus des George-Kults, in: Ute Oelmann/Ulrich Rauff (Hg.), Frauen um Stefan George (Castrum Peregrini NF 3), Göttingen 2010, S. 232-251; Christian Oestersandforth in: Aurnhammer, Stefan George (wie Anm. 3), Bd. 3, S. 1506-1509. „In eisigem Zorn aufglühend“ befand Singer ihre Haltung (Bericht [wie Anm. 17], S. 599).

27 Singer, Bericht (wie Anm. 17), S. 601. Die Einleitung zu einem am Ende seines Aufenthalts erschienenen Buch (vgl. unten Anm. 65) schließt mit einer Hommage an das japanische Haus – „austere and graceful, unadorned and refined, inviting to that meditation from which action springs and to which it returns in equal serenity after victory or defeat“. An Eduard Rosenbaum schrieb Singer, er lebe „in sonderbarer verwunschener Ruhe wie ein buddhistischer Einsiedler, vieles übersinnend, mit Geistern redend“ (K. Singer, The Idea of Conflict, vermehrt um Ausgewählte Schriften zu Wirtschaft und Staat, hg. von Peter Pawlowsky, Basel – Tübingen 1973, S. XI).

gung.²⁸ In der geschichtsträchtigen Kleinstadt mit ihren zahllosen Tempeln, Schreinen, Gärten und Teehäusern lernte er die alte japanische Kultur kennen und schätzen, deren Feinheit und Strenge, Vornehmheit und schlichte Ästhetik. Er glaubte sogar, mit den Menschen in intemem Einverständnis zu stehen, ohne deren Sprache beherrschen zu müssen.²⁹

Dass sie ihm so vertraut schienen, erklärte er sich mit zwei fragwürdigen Ideen. Zum einen hatte er den Eindruck, dass die Japaner den Europäern „erstaunlich verwandt“ seien. „Gefährdende mongolische einschüsse“ hätten sie besser bewältigt als Russen und Chinesen. Sie erschienen ihm denn auch „wenig mongolisch“, sondern wie „eine kreuzung von südspaniern und bulgaren oder serben, der rest wie malayen, türken, eskimos, sehr wenige wie chinesen“. Und die „schmalhüftigen tänzerischen Athleten-körper“, die er am Strand von Atami beobachtete, fand er nicht gar nicht gelb, sondern „gutgebräunt“.³⁰ Im Kreis um Stefan George war man gewohnt, so unverblümt über „süße“ oder „sehr süße“ Jünglinge zu sprechen. Obwohl selbst ein Opfer des Rassenwahns in Deutschland, war Singer bereit, in Kategorien der Rassenlehre zu denken. China kam darin nur die Rolle einer überlebten, sterbenden Kultur zu.

Zweitens hielt Singer die Japaner für ein Altvolk, das bis in die Gegenwart so urtümliche Sitten und Rituale bewahrt habe, wie sie im antiken Griechenland bestanden hätten. Den Fuji verglich er mit dem Ätna, die Bucht von Atami mit einem sizilischen Golf, das Ethos des Samurai (bushidō) mit dem Tugendideal der Hellenen (areté). Japan hielt er für „die einzige noch volksmässig lebende antike kultur“.³¹ Hier gab es Minoisches, dort Dionysisches, anderswo sogar hellenistische Einflüsse zu finden.³² Wie viele andere Deutsche, die ein humanistisches Gymnasium besucht hatten, suchte Singer das Land der Griechen mit der Seele, nicht aber leiblich. Johann Joachim Winckelmann, den Begründer der Griechenlandschwärmerei, betrachtete er als seinen Heros. In Japan glaubte er Vergleichbares gefunden zu haben und fühlte sich wenigstens zeitweise, in Kamakura eher als in Tokyo, am Ziel seiner Wünsche. Denn hier, in diesem „bezaubernden garten-reich“, sah er „die bilder Griechenlands in morgendlicher rein-

28 Erst als er Japan verließ, genauer: in Hongkong, musste Singer lernen, seine Schuhe zu putzen, Frühstück oder Mittagessen selbst zuzubereiten und seinen Abwasch zu erledigen – „for there are no servants“ (an Karl Löwith, 21. 10. 1939 [NKL]).

29 Singer an Edith Landmann, 25.12. 1933 (NKS, B I 5, Bl. 27); an Martin Buber, 13. 5. 1934 (NKS, B I 2 : Bl. 17; Buber, Briefwechsel [wie Anm. 11], Bd. 2, S. 536).

30 Singer an Edgar Salin, 28. 10. 1932 (NES, Fa 8920); an Edith Landmann, 7. 3. 1934 (NKS, B : I : 5 : 32-34); an Martin Buber, 13. 5. 1934 (NKS, B I 2, Bl. 17; Buber, Briefwechsel [wie Anm. 11], Bd. 2, S. 537); an Edgar Salin, 10. 5. 1934 (NES, Fa 8925).

31 Singer an Edith Landmann, 9. 1. 1934 (Ätna) (NKS, B I 5, Bl. 30); an Edith Landmann, 25. 12. 1933 (Atami) (NKS, B I 5, Bl. 24); an Edith Landmann, 25. 7. 1936 („samurai-schlichtheit“) (NKS, B I 5, 51); an Edith Landmann, 20. 9. 1933 (über Winckelmann) (B I 5, Bl. 14); an Edgar Salin, 11. 12. 1933 (NES, Fa 8924). Vgl. Walter Rupprechter, Griechisches Japan: Heimatsuche der Japan-Exilanten Bruno Taut und Kurt Singer, in: Thomas Pekar (Hg.), *Flucht und Rettung. Exil im japanischen Herrschaftsbereich (1933-1945)*, Berlin 2011, S. 218-228.

32 Singer, Bericht (wie Anm. 17), S. 594 f.

heit aufsteigen, als seien sie dem Meer entstiegen“.³³ Wie in einem östlichen Atlantis, einem „Gegen-Atlantis“, kam er sich vor.³⁴

Doch seine japanischen Gesprächspartner wollten von Vergleichen mit der Antike nichts wissen.³⁵ Japan hatte vor wenigen Jahrzehnten auf die Moderne gesetzt und wollte den technischen, wissenschaftlichen, ökonomischen und sogar den angeblichen zivilisatorischen Vorsprung des Westens so schnell wie möglich egalisieren. Singer beklagte den rasanten Verlust „antiker“ Traditionen und befürchtete, dass nur „das Auflösende, Unverpflichtende“, die „zersetzungserscheinungen“ aus dem Westen importiert würden – Baseball zum Beispiel und amerikanische Filme, marxistische Theorie und sozialistische Literatur, literarische Moden wie *ero-guro-nansensu* („erotic-grotesqueness“), deren Ausläufer Singer noch erlebte und geradezu als Alptraum empfand.³⁶

Dabei übersah er völlig, dass er selbst ein Import aus dem Westen und damit ein Teil des Problems war. Man hatte ihn nicht als Kritiker der Moderne, sondern als Kenner der neuesten ökonomischen Theorien ins Land geholt. Zu Recht sah er sich in einer Reihe mit den vielen ausländischen Experten, die in der Meiji-Ära (1868-1912) die Modernisierung Japans vorantreiben sollten. Man nannte sie *oyatoi gaikokujin*, „angestellte Ausländer“, und erwartete von ihnen, dass sie ihr Wissen vollständig preisgaben und sich so schnell wie möglich überflüssig machten. Dafür wurden sie – zumal für japanische Verhältnisse – glänzend bezahlt und konnten ein sehr komfortables Leben führen. Doch nicht jeder wollte einsehen, dass man ihn nur für begrenzte Zeit engagiert hatte. Zwar gab es offiziell schon längst keine *oyatoi* mehr; doch auch Singer verdiente erheblich mehr als jeder seiner japanischen Kollegen, und es traf ihn persönlich, als ihm der Abschied nahegelegt wurde. Auch in dieser Hinsicht führte er eine Tradition fort.³⁷

Nach zwei Jahren hatte er eigentlich seine Schuldigkeit getan. Doch nach der Machtergreifung der Nationalsozialisten war an eine Rückkehr nach Deutschland nicht mehr zu denken. Singer begrüßte zwar als nationalbewusster deutscher Jude die ersten Maßnahmen der neuen Regierung: Man solle Hitler zeigen lassen, was er kann, und in den Grundanschauungen und Hauptprogramm Punkten könne er ihm seine Zustimmung

33 Singer an Edith Landmann, 29. 4. 1934 (NKS, B I 5, Bl. 38).

34 Singer an Edith Landmann, 11. 5. 1938 (B I 5, Bl. 64); an Karl Wolfskehl, 28. 6. 1939 (NKS, B I 9, Bl. 6; Druck: Karl Wolfskehls Briefwechsel aus Neuseeland 1938-1948, hg. von Cornelia Blasberg, Darmstadt²1988, Nr. 141, S. 327).

35 Singer an Edith Landmann, 24. 7. 1938 (NKS, B I 5, Bl. 66).

36 Singer an Edgar Salin, 10. 5. 1934; 20. 8. 1931 (NES, Fa 8925; Fa 8919); an Julius Landmann, 20. 8. 1931 (NKS, B I 6, Bl. 9); Tagebuch Mai 1933 (NKS, C I 27, Bl. 1); vgl. Singer, Bericht (wie Anm. 17), S. 592. Vgl. dazu Miriam Rom Silverberg, *Erotic Grotesque Nonsense. The Mass Culture of Japanese Modern Times*, Berkeley 2009.

37 Singer verdiente zwischen 4000 und 5000 Yen, was japanische Professoren nie erreichen konnten (Singer an Salin, 31. 3. 1935 [NES, Fa 8930]). Zwischenzeitlich fürchtete er, er werde „der letzte einer halbjahrhundertjährigen reihe sein“ (an Martin Buber, 16. 2. 1934; NKS, B I 2, Bl. 3; Buber, Briefwechsel [wie Anm. 11], Bd. 2, S. 524). Zu den *oyatoi* vgl. Hazel J. Jones, *Live Machines. Hired Foreigners in Meiji Japan*, Vancouver 1980; Neil Pedlar, *The Imported Pioneers. Westerners Who Helped Build Modern Japan*, Sandgate 1990; Sukehiro Hirakawa, *Japan's Love-Hate Relationship with the West*, Folkestone 2005, S. 84 ff.

nicht versagen; „über die brechung des partei- und verbandswillens und vor allem über die herstellung der reichseinheit“ war er „tief froh“. Mängel in der Ausführung – „der höhe der ziele nicht angemessen“ – hielt er für „die notwendige folge vorzeitigen tatwillens“.³⁸ Doch die seit dem Judenboykott vom 1. April 1933 sichtbare Herabwürdigung seines „Stamms“ (des „Prophetenstamms“) zu Mitwohnern zweiter Klasse (Singer sagte es auf Griechisch: zu „Metöken“) sollte ihn bald eines anderen belehren.³⁹ Die Universität Hamburg hatte ihm die Lehrbefugnis ohnehin schon entzogen.

Dass schließlich auch der Kreis um George schon bald nach dem Tod des „Meisters“ in Fraktionen zerfiel und die jüdischen von den zum Nationalsozialismus konvertierten Mitgliedern ausgegrenzt wurden, hat ihn in der Seele getroffen: „sind wir nicht wert dass einer die hand für uns ins feuer legt und sagt: diese sind unser und wir bürgen für sie?“ Höllenstrafen wünschte er den Verrätern an den Hals.⁴⁰ Sich selbst hielt er für einen der letzten Getreuen und erinnerte sich noch Jahre später ostentativ an seine Empfindungen bei Georges Tod: „sehr ungehalten“ sei er gewesen, dass „die fühllose Erde nicht gebebt hat“.⁴¹ Gerne hätte er nicht bloß Photographien der Grabstätte, sondern auch ein Bild der Totenmaske besessen,⁴² und aus den Gedichten zitierte er, wann immer es sich fügte – aus dem „Stern des Bundes“ in Kamakura, aus „Algal“ und dem „Buch der hängenden Gärten“ in Peking, aus dem „Siebenten Ring“ beim Wechsel auf eine neue Stelle, aus dem „Jahr der Seele“ kurz vor Ende seiner Tätigkeit, aus den „Überschriften und Widmungen“, als er Japan verließ.⁴³ Nur die Treue zum „Meister“ verband ihn noch mit Deutschland und Europa. Doch tatsächlich war ihm sein Zuhause abhanden gekommen und aus der ehrenvollen Tätigkeit im Ausland ein bedrückendes Exil geworden.

38 Singer an Edgar Salin, 16. 4. und 4. 6. 1933 (NES, Fa 8922; Fa 8923).

39 Singer an Edith Landmann, 4. 8. 1933; 19. 11. 1933 (NKS, B I 5, Bl. 6; B I 5, Bl. 21); „Prophetenstamm“: Singer an Edith Landmann, 20. 9. 1933 (NKS, B I 5, Bl. 14).

40 Singer an Edith Landmann, 4. 8. 1933 (NKS, B I 5, Bl. 9); 24. 7. 1938 (NKS, B I 5, Bl. 66). In zwei Schreiben an Edith Landmann (20. 9. und 19. 11. 1933) äußerte sich Singer ausführlich über die Rolle des jüdischen „Stamms“ im Kreis (NKS, B I 5, Bl. 13-14; B I 5, Bl. 15-21). Zu den Vorgängen vgl. Michael Philipp, „Im Politischen gingen halt die Dinge anders“. Die Thematisierung des ‚Jüdischen‘ im George-Kreis vor und nach 1933, in: Gert Mattenklott/ M. Philipp/Julius H. Schoeps (Hg.), „Verkannte brüder“? Stefan George und das deutsch-jüdische Bürgertum zwischen Jahrhundertwende und Emigration, Hildesheim 2001, S. 31-53; Stefan Breuer, Zeitkritik und Politik, in: Aurnhammer, Stefan George (wie Anm. 3), Bd. 2, S. 771-826, hier S. 800 ff.

41 Singer an Edith Landmann, 24. 7. 1938 (NKS, B I 5, Bl. 66).

42 Singer an Edith Landmann, 11. 5. 1938 (NKS, B I 5, Bl. 64). – Photographien der Grabstätte: Hans Brasch, Die Verstreuten. Ein Gespräch 1943, in: *Castrum Peregrini* 60 (1963), S. 29-36, hier S. 32.

43 Singer an Edith Landmann, 29. 4. 1934, 27. 12. 1938 (NKS, B I 5, Bl. 40; B I 5, Bl. 73); an Karl Wolfskehl, 11. 12. 1935; 28. 6. 1939 (NKS, B I 9, Bl. 2; B I 9, Bl. 6; Druck: Karl Wolfskehl, Briefwechsel aus Italien 1933-1938, hg. von Cornelia Blasberg, Hamburg 1993, Nr. 104, S. 141 f.; Karl Wolfskehls Briefwechsel aus Neuseeland [wie Anm. 34], S. 327); Schefold/ Schönähr, Georgeaner (wie Anm. 3), S. 47 f.

Zuflucht in Sendai

Zweimal konnte Singer seinen auslaufenden Vertrag verlängern. Doch in einem immer nationalistischer sich aufführenden Umfeld wurde die Tätigkeit von Ausländern zunehmend erschwert. Hatte er bis dahin die politischen Entwicklungen in Japan: die fortschreitende Militarisierung und Radikalisierung im Inneren, dann den Putschversuch vom 26. Februar 1936 und die Expansion auf dem chinesischen Festland, nur als aufmerksamer Beobachter verfolgt,⁴⁴ so wurde er nun deren Spielball. Im Frühjahr 1935 ging seine Tätigkeit an der Tōkyō-Universität definitiv zu Ende. Da er aber nicht nach Deutschland zurückkehren konnte und auch in keinem anderen Land eine Anstellung fand, empfahl ihn das zuständige Ministerium als Deutschlehrer an eine höhere Schule im Nordosten des Landes. Zwar zählte die „Nr. 2-Oberschule“ (Dai-ni kōtō gakkō) in Sendai zu den ausgewählten Lehranstalten, an denen die künftige japanische Elite ausgebildet werden sollte. Trotzdem waren mit dem Wechsel der Dienststelle nicht nur ein massiver Statusverlust, sondern auch Einbußen an Lebensqualität verbunden, Singer musste sein „zauberisches haus“ in Kamakura gegen ein anderes „von hoffnungsloser hässlichkeit“ eintauschen, und der ungewohnte Umfang seiner Unterrichtsverpflichtungen (22 Wochenstunden) machte ihm sehr zu schaffen – die „kräfte eines kesselschmieds“ seien erfordert.⁴⁵ Doch fürs erste (am Ende für drei Jahre) war seine Existenz gesichert. Die waldreiche Landschaft des Tōhoku, gesegnet im Winter durch ein „völlig nordisch“ scheinendes Klima, erinnerte ihn mal an Umbrien, mal an den Bodensee oder an die bayrischen Voralpen. Sie erweckte fast heimatliche Gefühle in ihm.⁴⁶ Außerdem glaubte er, bei den 18-20-jährigen Schülern mehr Wirkung als an der Universität mit ihrem „Fachdrill“ erzielen zu können.

Auch bei ihnen sah er lebendige Antike: Sie lebten nach spartanischem Gesetz (nur weil sie sommers wie winters barfuß gingen) und trügen geflickte Gewänder wie kynische Philosophen. Er bezeichnete sie als „Simmiassie“ und „Kebesse“, also nach zwei

44 An Edith Landmann, 20. 9. 1933: Militärflugzeuge über dem Strand (NKS, B I 5, Bl. 13); Tagebuchnotiz vom 4. 3. 1935: Aktivitäten nationalistischer Organisationen, vor allem die Angriffe auf den Verfassungsrechtler Minobe Tatsukichi und dessen Lehre vom Kaiser als Verfassungsorgan (NKS, C I 30, Bl. 1-2; vgl. Singer, Bericht [wie Anm. 17], S. 600); an Edith Landmann, 12. 12. 1937: Krieg in China (NKS, B I 5, Bl. 58); an Edith Landmann, 24. 7. 1938: Intensivierung der Kriegswirtschaft (NKS, B I 5, Bl. 66); an Edith Landmann, 28. 10. 1938: Eroberung Hankous durch japanische Truppen (NKS, B I 5, 71); zum Putsch, bei dem drei Kabinettsmitglieder ermordet wurden: Tagebuchnotiz vom 26. 2. 1936 (NKS, C I 31, Bl. 1-2). Zu den Ereignissen vgl. Herbert P. Bix, Hirohito and the Making of Modern Japan, New York 2000, S. 287 ff. (zu Minobe Tatsukichi); Ikuhiko Hata, Hirohito: The Shōwa Emperor in War and Peace, Folkestone 2007, S. 1-43 (zum Putsch); Rana Mitter, China's War with Japan, 1937-1945. The Struggle for Survival, London – New York 2013.

45 Singer an Edith Landmann, 2. 12. 1935 (NKS, B I 5, Bl. 52); Tagebuch vom 5. 3. [1938] (NKS, C I 32, Bl. 2); an Edith Landmann, 14. 4. 1936 (NKS, B I 5, Bl. 49); an Edith Landmann, 25. 7. 1936 (NKS, B I 5, Bl. 51). – Zu den Elite-Oberschulen vgl. Tanaka Yusuke, Die Blütezeit der deutschen Sprache. Einflüsse deutscher Bildung auf die japanischen Eliten während der der Taishō- und frühen Shōwa-Ära, in: Ferne Gefährten. 150 Jahre deutsch-japanische Beziehungen, Regensburg 2011, S. 216-220.

46 Singer an Edith Landmann, 14. 4. 1936; 25. 7. 1936 (NKS, B I 5, Bl. 48; B I 5, Bl. 51).

jungen Schülern des Sokrates, und verstand sich selbst als deren Erzieher.⁴⁷ Die besten von ihnen wollten angeblich den platonischen Staat errichten;⁴⁸ doch wahrscheinlich redeten sie dem deutschen Lehrer (ihrem sensei) nach dem Mund. Irgendwann muss Singer klar geworden sein, dass seine Wirkung punktuell blieb. Einige wenige ließen sich anregen, die meisten jedoch erreichten seine völlig überzogenen Erwartungen nie.

Kurt Singer war nicht der erste und nicht der letzte deutsche Wissenschaftler, den es nach Sendai verschlug. Leicht konnte sich ein Aufenthalt verlängern, und unter den politischen Bedingungen der 1930er Jahre wurde die Gewährung von Asyl daraus. Den Anfang hatte – noch in besseren Zeiten – der Heidelberger Philosoph Eugen Herrigel gemacht. Seine Tätigkeit (1924-1929) war nicht nur in Sendai, sondern darüber hinaus auch dadurch fruchtbar, dass er sich mit dem Zen-Buddhismus befasste und den tieferen Sinn des japanischen Bogenschießens in Europa bekannt machte.⁴⁹ Auf ihn folgte der prominente Berliner Architekt Bruno Taut, der 1933 in Ostasien hängen blieb, weil er als überzeugter Marxist nicht mehr nach Deutschland zurückkehren konnte. Obwohl kein Jude, wurde er gegenüber den japanischen Behörden als solcher ausgegeben. Denn das störte sie weniger als seine politische Orientierung. In Sendai war er für ein Forschungsinstitut für Kunst und Gewerbe tätig, was ihn aber wenig befriedigte. Lieber schrieb er begeisterte Bücher über japanische Architektur.⁵⁰

Wenige Monate nach Singer traf der Marburger Philosoph Karl Löwith in Sendai ein, um für mehr als vier Jahre dort zu bleiben. Wegen seiner jüdischen Abstammung musste er schon 1934 aus Deutschland emigrieren, fand aber in Italien vorerst eine auskömmliche, ja sogar, wie er selbst zugab, eine „freiherrliche“ Existenz. Schließlich wurde er an die Kaiserliche Universität in Sendai berufen. Kuki Shūzō, Okakura Tenshins prominentester Schüler und vielleicht sein leiblicher Sohn, hatte ihn empfohlen. Wie in Rom genoss er auch in Sendai eine privilegierte Stellung, wurde mit offenen Armen und überwältigender Gastfreundschaft empfangen, als Musterbeispiel des deutschen Professors verehrt und zum Abschied mit generösen Geldgeschenken überhäuft. Nur dass er nebenbei auch Sprachunterricht geben musste, hat ihn gestört.⁵¹

47 Singer an Edith Landmann, 25.7. 1936; 14. 4. 1936; 12. 12. 1937 (NKS, B I 5, Bl. 51; B I 5, Bl.48; B I 5, Bl. 59).

48 Singer an Edith Landmann, 25.7. 1936 (NKS, B I 5, Bl. 51).

49 Über Herrigel vgl. Naito Makoto/Naito Ken, *Foreigners Who Loved Japan*, Tokyo 2009, S. 234-245.

50 Manfred Speidel, *Von Weltreisenden zu Emigranten: Bruno und Erica Taut, 1933-1939*, in: Pekar, *Flucht und Rettung* (wie Anm. 31), S. 229-243; Bruno Taut, *Nippon mit europäischen Augen gesehen*. Geschrieben Juni – Juli 1933, hg. von Manfred Speidel, Berlin 2009; Unda Hörner, *Die Architekten Bruno und Max Taut. Zwei Brüder – zwei Lebenswege*, Berlin 2012.

51 Karl Löwith, *Von Japan nach Amerika*. *Reisetagebuch 1936 und 1941*, hg. von Klaus Stichweh und Ulrich von Bülow, Marbach 2001; ders., *Mein Leben vor und nach 1933*. Ein Bericht, neu hg. von Frank-Rutger Hausmann, Stuttgart 2007. – Vgl. Wolfgang Schwentker, *Karl Löwith und Japan*, in: AKG 76 (1994), S. 415-449; Joseph Fürnkäs, *Von Europa nach Amerika: Karl Löwith, ein philosophischer Skeptiker in Sendai*, in: Pekar, *Flucht und Rettung* (wie Anm. 31), S. 192-217; Liliane Weissberg, *Karl Löwiths Weltreise*, in: Monika Boll/Raphael Gross, „Ich staune, dass Sie in dieser Luft atmen können“. Jüdische

Singer freute sich auf die „Gegenwart eines geistigen Deutschen“, wurde aber mit Löwith nicht warm. Offenbar fühlte er sich durch den deutlich Jüngeren, aber Ranghöheren belehrt, und dessen Formulierungskünste machten ihn unsicher. Etwas spöttisch nannte er ihn einen „späten Stoiker“ von „schönem ernst und echter würde“.⁵² Löwith seinerseits hielt Singer für einen Faschisten und hatte damit nicht einmal unrecht.⁵³ Schließlich hatte dieser in an einem an gut sichtbarer Stelle publizierten Aufsatz ein Loblied auf Mussolini und den italienischen Faschismus gesungen, und an seinem Bekenntnis zur „deutschen Sache“ ließ er auch in Japan keinen Zweifel, ungeachtet der schändlichen Diskriminierung, die sie beide, Löwith und Singer, ins Exil nach Sendai getrieben hatte, den einen auf Umwegen, den anderen sukzessive.⁵⁴ Löwith machte Stefan George dafür mitverantwortlich und hielt auch öffentlich mit seiner Meinung nicht hinterm Berg. Singer reagierte verärgert und stellte ihre Beziehung in Frage. Denn wenn es um den „Meister“ ging, verstand er keinerlei Spaß.⁵⁵ Doch schließlich arrangierten sie sich und fanden zu einem gut nachbarschaftlichen Verhältnis. Sie schätzten und respektierten einander, ohne sich zu nahe zu kommen. Schließlich teilten sie manche ähnliche Erfahrung, nicht nur, was den entwürdigenden Stempel „J“ (für „Jude“) angeht, den sie in ihre Reisepässe eintragen lassen mussten.⁵⁶ Wie Singer glaubte auch Löwith, am japanischen Alltag einige griechische Züge erkennen zu können – wenigstens anfangs, als er optimistisch und voller Erwartungen auf den Inseln eintraf.⁵⁷ Später, als sich die Illusionen verflüchtigt hatten, litt er wie dieser am Fehlen geistigen Austauschs und intellektuell fruchtbarer Gespräche.

Doch gingen sie beide ganz unterschiedlich mit ihren Erfahrungen um: Löwith vermisste das gerade, ehrliche, dem Gegenüber ins Gesicht gesprochene Wort. Dem Lerneifer der Studierenden stand er sehr skeptisch gegenüber, weil sie angeblich nur die materielle Zivilisation und die wissenschaftlichen Arbeitsmethoden des Westens erwerben, sich aber nicht den „europäischen Geist“, schon gar nicht den „Geist der Kritik“ aneignen wollten.⁵⁸ Bei seinem Abschied hatte Löwith keine Lust mehr, „mit irgend einem der Japaner zu reden – sie können ja alle nicht reden – offen, unmittelbar, selbst“. „Unvermeidliches Geschenkwesen und Fotografiertwerden“, japanischen

Intellektuelle in Deutschland, Frankfurt a. M. 2013, S. 126-170.

52 Singer an Edith Landmann, 12. 12. 1937; 11. 5. 1938 (NKS, B I 5, Bl. 61, 64).

53 Löwith, Mein Leben (wie Anm. 51), S. 24.

54 Kurt Singer, Die geistesgeschichtliche Bedeutung des italienischen Faschismus, in: Schmollers Jahrbuch für Gesetzgebung, Verwaltung und Volkswirtschaft im Deutschen Reiche 56 (1932), S. 1203-1221. Bekenntnis zur „deutschen Sache“ schon in Singer an Martin Buber, 8. 12. 1915 (Buber, Briefwechsel [wie Anm. 11], Bd. 1, S. 411 f. Nr. 287). Zu Singers politischen Ansichten vgl. Rudolf Wolfgang Müller, Gestalt, Reich und Mythos. Zu Kurt Singers politischer Einstellung zwischen den Weltkriegen, in: Eschbach, Interkulturelle Singer-Studien (wie Anm. 3), S. 137-160; Schönhärl, Wissen (wie Anm. 3), S. 307 ff.

55 Singer an Karl Löwith, 29. 1. 1939 (NKL); an Edith Landmann, 9. 5. 1939 (NKS, B I 5, Bl. 78 f.).

56 Löwith, Mein Leben (wie Anm. 51), S. 126; Singer an Karl Löwith, 21. 10. 1939 (NKL).

57 Löwith, Von Rom nach Sendai (wie Anm. 51), S. 33 f., 75 f., 82.

58 Karl Löwith, Der europäische Nihilismus. Betrachtungen zur geistigen Vorgeschichte des europäischen Kriegs (1940): Nachwort an den japanischen Leser, in: K. L., Sämtliche Schriften 2, Stuttgart 1983, S. 532-540.

Gastgebern bis heute sehr wichtig, gingen ihm auf die Nerven. Schon bei der Abreise auf dem Schiff fiel „alles Japanische“ von ihm ab.⁵⁹ Er war vier Jahre als Solitär durch eine „bunte fremdwelt“⁶⁰ gelaufen, hatte Vorlesungen in deutscher Sprache halten dürfen und an seinen Büchern über Hegel, Nietzsche und die Weltgeschichte geschrieben. Alles schien so wie einst in Marburg. Von Japan hat Löwith wohl manches über Philosophie und Buddhismus, aber wenig von Funktionieren und Zusammenhalt der ihn umgebenden Gesellschaft gelernt. Kompromiss, Konvention und Vermittlung verstand er nicht als soziale und kulturelle Phänomene, sondern – unter Berufung auf Hegel und Burckhardt – als Merkmale einer kategorialen Differenz zwischen Asien und Europa.⁶¹ Auch seine späteren, vorwiegend in Amerika entstandenen Schriften über seine einstigen Gastgeber stellen eine eigenartige Mischung aus profunden Einsichten und zweifelhaften Stereotypen dar. Sie gipfeln in der fragwürdigen Feststellung, die Japaner seien „das primitivste unter den zivilisierten Völkern und das zivilisierteste unter den primitiven“.⁶²

Auch Singer beklagte die mentale Distanz und litt unter vielen fruchtlosen Gesprächen, die immer auf dasselbe hinausliefen: „mit einem gespräch über Japan und Europa und also mit schmerzlichen, schmerzenden dingen für den gast“. Hin- und hergerissen fand er seine Gesprächspartner zwischen nationaler Selbstüberschätzung und einem Gefühl der Minderwertigkeit gegenüber dem Westen, keine „geistigen“ Menschen, sondern allenfalls Intellektuelle, und auch das nur „in abgekürzter form“, eben als intelli, wie akademisch gebildete Japaner bis heute genannt werden.⁶³ Doch seine Unzufriedenheit umschrieb er mithilfe einer populären japanischen Erzählung, die auf seine eigene Lage zu passen schien: mit der Geschichte vom Fischer Urashima Tarō, der eine Schildkröte rettet und zum Dank einige Tage im Palast des Drachengottes auf dem Meeresgrund verbringen darf, nach der Rückkehr in sein Dorf aber merkt, dass seit seinem Verschwinden 300 Jahre verstrichen sind.

Wie ein zweiter Urashima kam Singer sich vor, der Heimat entrückt, der Freunde beraubt, in eine unwirkliche Umgebung versetzt. Sogar in einem Sommer in Tōkyō könne man sich wie auf dem Meeresgrund fühlen – umschmeichelt von „fisch- und medusenartige[n] wesen von großer eleganz und kindhafter freude am bunten, schnellen, neuen“.⁶⁴ Er hätte auch andere Bilder gebrauchen können (griechische oder römische zum Beispiel), um sein andauerndes Exil zu charakterisieren. Doch Japans volkstümliche Überlieferung war ihm lieb und vertraut. Über Jahre hinweg, in Kamakura,

59 Ders., Von Rom nach Sendai (wie Anm. 51), S. 99, 101.

60 Singer an Edith Landmann, 12. 12. 1937 (NKS, B I 5, Bl. 61).

61 Löwith, Der europäische Nihilismus (wie Anm. 58), S. 539 f.

62 Karl Löwith, Der japanische Geist, Berlin 2013, S. 70.

63 Tagebuch vom 5. 3. [1938]: „... hin und hergeweht zwischen überschätzung und unterschätzung bald ihrer selbst bald des fremden wesens“ (C I 32, Bl. 2).

64 Singer an Edith Landmann, 9. 5. 1939 (B I 5, Bl. 77). Urashima: Singer an Erich von Kahler, 7. 3. 1938 (NEK); Tagebuch vom 7. 3. [1938] (NKS, C I 32, Bl. 1). – Zur Legende von Urashima vgl. Dictionnaire historique du Japon, Tōkyō – Paris 2002, Bd. 2, S. 2757.

Sendai und anderswo auf Reisen im Land, trug er Fakten und Zeugnisse, Texte und Erzählungen, fremde Anschauungen und eigene Beobachtungen über die Kultur des Landes zusammen, das ihm nicht nur das schiere Überleben, sondern zeitweilig sogar eine Existenz „mit horazischem Anstand“ ermöglicht hatte.⁶⁵ Irgendwann fasste er den Entschluss, ein Buch daraus werden zu lassen, eine Kulturanalyse, die die Gegenwart als „Palimpsest“ begriff und die dahinter verborgenen „Reste uralter heimischer Lebensformen“ Schicht um Schicht freilegen wollte.⁶⁶ Da sie sich mit Phänomenen beschäftigte, die – nach Ansicht des Verfassers – gerade noch bestanden, aber bald zu verschwinden drohten, musste eine Geschichte der japanischen Kultur daraus werden. Eine Sammlung mit wichtigen Texten über „das Leben im alten Japan“ (The Life in Ancient Japan) konnte in Druck gehen, als Singer noch in Sendai angestellt war.⁶⁷ Kleinere Studien erschienen hier und da. Doch das eigentliche Buch ließ auf sich warten, und es war auch nicht fertig, als er schließlich Japan verließ.

Spiegel, Schwert und Edelstein

Denn auch in Sendai konnte Singer nicht bleiben. Schon bei seiner Einstellung hatte es Intrigen gegen ihn gegeben, die nach seiner Einschätzung von ausländischer, also deutscher Seite ausgingen. 1936 schlossen Japan und das Deutsche Reich den Antikomintern-Pakt, zwei Jahre später ein Kulturabkommen ab. Die nationalsozialistische Judenpolitik griff auf Ostasien über.⁶⁸ Es zeichnete sich ab, dass auch in Sendai nur noch Arier tätig sein durften. Singer musste als erster weichen, weil er es seinen Gegnern sehr leicht machte. Ein Teil seiner Schüler beschwerte sich, weil er sie sachlich wie sprachlich überforderte.⁶⁹ Das war dann auch der offizielle Grund seiner Entlassung.

Vergeblich bemühte er sich um eine Anstellung in einem anderen Land. Keynes, nach wie vor in Verbindung mit Singer, riet ihm, nach Australien zu gehen. Nach acht verwünscht-verwunschenen Jahren verließ er Japan, das ihm mal „inselgarten“, mal „Gegen-Atlantis“, mal „meeresgrund“, wahrscheinlich aber alles gleichzeitig war. An Bord seines Schiffs erfuhr er vom Abschluss des deutsch-sowjetischen Nichtangriffspakts, der eine vorübergehende Abkühlung der Beziehungen zum Deutschen Reich zur Folge hatte. Doch das half ihm nicht mehr. In Hongkong schließlich wurde Singer – durch den Rundfunk – Ohrenzeuge der englischen Kriegserklärung an Deutschland.⁷⁰ Nun war er

65 Singer an Edith Landmann, 24. 7. 1938 (NKS, B I 5, Bl. 66).

66 Singer an Julius Landmann, 20. 8. 1931 (NKS, B I 6, Bl. 9); Singer, Bericht (wie Anm. 17), S. 592, 594.

67 Kurt Singer (Hg.), *The Life of Ancient Japan. Selected Contemporary Texts Illustrating Social Life and Ideals Before the Era of Seclusion*, Tōkyō-Kanda 1939; 2. Aufl. 2002.

68 Vgl. dazu Ayano Nakamura, *Die NSDAP-Ortsgruppen in Japan und die dortige deutsche Kolonie*, in: Pekar, *Flucht und Rettung* (wie Anm. 31), S. 54-64; Birgit Pansa, *Juden unter japanischer Herrschaft. Jüdische Exilerfahrungen und der Sonderfall Karl Löwith*, München 1999; Heinz Eberhard Maul, *Warum Japan keine Juden verfolgte. Die Judenpolitik des Kaiserreiches Japan während der Zeit des Nationalsozialismus (1933-1945)*, München 2007.

69 Vgl. Singers Ansprache an die Schüler des zweiten und dritten Jahrgangs der Dainikotogakko, 13.-15. Februar 1939, Sendai (NKS, C II 8, Bl. 1-6).

70 Singer an Karl Löwith, 21. 10. 1939 (NKL).

Bürger eines Feindstaats und wurde im Lager Tatura im Südosten Australiens interniert. Das rote „J“ in seinem Reisepass, das ihn als deutschen Staatsbürger ausgrenzte, schützte ihn vor gar nichts.⁷¹ Nach seiner Entlassung hielt er sich zunächst mit einem Forschungs-, dann mit einem Lehrauftrag, schließlich mit einer schlecht bezahlten Dozententätigkeit an der Sidney University, dann an der University of New South Wales über Wasser. Im Alter von mehr als sechzig Jahren fing er an, die anhaltende materielle Unsicherheit, die Abhängigkeit von einem Zeitvertrag nach dem anderen, als lästig zu empfinden.⁷² Richtig heimisch wurde er in dem allzu sonnigen, optimistischen, extravertierten Land ohnehin nicht. „Das Schönste“ seien „die Körper am Strand“.⁷³ Wie in Japan fühlte er sich auch hier in einer Gegenwelt, nur eben in einer südlichen, die er deshalb als „Anti-Thule“ bezeichnete. Vollends drohte er dort zum „Verstreuten“ und „sich ... selbst zum Phantom“ zu werden.⁷⁴

In Deutschland konnte Singer immerhin die Versorgungsansprüche eines Emeritus durchsetzen. An eine Rückberufung war jedoch – schon aus Altersgründen – nicht mehr zu denken. Ein Versuch, ihn wenigstens zu einem Gastvortrag an seiner alten Universität einzuladen, scheiterte an diesem und jenem. Deutschland blieb „das tragische Land seiner Geburt“.⁷⁵ Schließlich ließ er sich in Griechenland nieder und lernte endlich das Land kennen, das so lange sein Denken beherrscht und auch seine Wahrnehmung Japans beeinflusst hatte. Ob er dort glücklich wurde, steht auf einem anderen Blatt. In einem späten Brief an Karl Löwith schrieb er, Griechenland lasse ihn „paradoxaerweise ins Wu-Wei versinken“. In der chinesischen daoistischen Philosophie wurde damit eine Geisteshaltung des gelassenen Nichthandelns umschrieben.⁷⁶ Wahrscheinlich hatte Singer vom Land seiner Sehnsucht etwas anderes erwartet.

Doch wenigstens hatte Singers Odyssee über drei Kontinente ein Ende gefunden, und er wohnte in Athen in der Homer-Straße. Als er dort am 10. Februar 1962 verstarb, hatten ihn alle vergessen: die Mitglieder des George-Kreises, der sich geteilt und verflüchtigt hatte, die Nationalökonomien, die sich an anderen, meist amerikanischen Modellen orientierten, die Japanwissenschaftler, die sein Hauptwerk nicht kannten, weil es immer noch nicht gedruckt vorlag. Im Grunde genommen, saß er lebenslang zwischen allen Stühlen. Wer so breit, über so verstreute Themen wie ökonomische Konzepte, griechische Philosophie und japanische Geschichte publiziert, hat nichts anderes verdient.

71 Vgl. Schönhärl, Wissen (wie Anm. 3), S. 105.

72 Singer an Herbert Steiner, 15. 7. 1950 (NHS).

73 Singer an Karl Löwith, 25. 1. 1948 (NKL).

74 Kurt Singer/Hans Brasch, *Antithule. Deutsche Gedichte aus Australien*, Düsseldorf – München 1969; Robert Boehringer, *Mein Bild von Stefan George*, Düsseldorf – München 21968, S. 258; Brasch, *Die Verstreuten* (wie Anm. 42); Singer an Robert Boehringer, 29. 4. 1951 (zit. Raulff, Kreis [wie Anm. 9], S. 348).

75 Vgl. dazu Nicolaysen, ... ein Stück Odyssee (wie Anm. 3), S. 90, 91 f.

76 Singer an Karl Löwith, 7. 12. 1960 (NKL). Vgl. dazu Edward Slingerland, *Effortless Action. Wu-wei as Conceptual Metaphor and Spiritual Ideal in Early China*, New York 2003 (mit der kritischen Besprechung von Kwong-loi Shun in: *Harvard Journal of Asiatic Studies* 64 [2004], S. 511-516).

Spiegel, Schwert und Edelstein (Mirror, Sword and Jewel) ist ein merkwürdiges Buch.⁷⁷ Im Titel sind die drei Throninsignien (*sanshū no jingi*) genannt, die sich in den Schreinen in Ise und Atsuta (Nagoya) sowie im Kaiserpalast in Tōkyō befinden: der heilige Spiegel (*yata no kagami*), mit dem die schmollende Sonnengöttin Amaterasu Ōmikami aus ihrer Höhle gelockt wurde; das Schwert (*kusanagi no tsurugi*), das ihr Bruder dem Schwanz einer achtköpfigen Schlange entnahm und der Schwester zum Zeichen seiner Unterwerfung übereignete; ein Krummjuwel (*yasakani no magatama*), das ihr die Himmelsgötter zum Dank für ihr Wiedererscheinen verehrten. So weit der Mythos. Tatsächlich handelte es sich um frühgeschichtliche, wahrscheinlich aus China oder Korea stammende Wertgegenstände, die ihrem Besitzer Ansehen und Legitimität verliehen und in der kaiserlichen Dynastie von einem Herrscher auf den nächsten übergingen. Erst mit ihrer Inbesitznahme gilt ein Thronwechsel als vollzogen. Kein Außenstehender darf sie sehen, und es gibt bis heute keine authentische Photographie.⁷⁸

In Singers Buch geht es aber nicht um Kaisertum, Verfassung oder den Zusammenhang von Politik und Religion, sondern – in des Verfassers eigenen Worten – um „japanische Eigenart, in psychologischer, soziologischer und kulturgeschichtlicher Betrachtung“, um die „Wesenszüge“ einer Nation.⁷⁹ Dafür drei Symbole zu wählen, die zuallererst für das Kaisertum stehen, erscheint in hohem Maß problematisch. Die Gleichsetzung von Kaiser und Nation, die Rede vom „Familienstaat“ (*kazoku kokka*), schloss den Anspruch auf die göttliche Abstammung des Kaiserhauses in sich, brachte die Vorstellung von der Einmaligkeit der japanischen Kultur zum Ausdruck und hat den japanischen Militarismus getragen, indem sie den Einsatz jedes Einzelnen als geradezu natürliches Opfer verlangte.⁸⁰ Die Interpretation, auf die sich Singer berief, dass nämlich Spiegel, Schwert und Krummjuwel für drei Tugenden stünden, die die Nation pflegen sollte, wurde in einem Organ des japanischen Panasianismus publiziert⁸¹ und auch sonst von Vertretern des Großreichgedankens propagiert. Die marxistische Opposition hat sie, solange sie sich noch äußern konnte, heftig bestritten.⁸² Nach 1945 war sie nicht mehr

77 Kurt Singer, *Mirror, Sword and Jewel. A Study of Japanese Characteristics*, London 1973 (Nachdruck Tōkyō 1981); *Spiegel, Schwert und Edelstein. Strukturen des japanischen Lebens*, hg., aus dem Englischen übersetzt und mit einer Einführung versehen von Wolfgang Wilhelm, Frankfurt a. Main 1991.

78 Vgl. dazu Horst Hammitzsch (Hg.), *Japan-Handbuch*, Wiesbaden 1981, Sp. 498; *Dictionnaire historique* (wie Anm. 64), Bd. 2, S. 2359 f.; W[illiam] Theodore de Bary, Donald Keene u. a. (Hg.), *Sources of Japanese Tradition*, Bd. 1: *From Earliest Times to 1600*, New York 2001, S. 27 f.; Ernst Lokowandt, *Der Tennō. Grundlagen des modernen japanischen Kaisertums*, München 2012, S. 14 f., 74 f., 118 f.

79 Singer an Karl Löwith, 9. 2. 1946 (zit. Wilhelm, in: Singer, *Spiegel*, S. 21); Singer, *Spiegel*, S. 33.

80 Zur Vorstellung vom „Familienstaat“ vgl. Lokowandt, *Der Tennō* (wie Anm. 78), S. 65 ff.

81 *Spiegel*, S. 37; *Mirror*, S. 25 nach Irita Seizō, *On the Three Imperial Treasures* (Cultural Nippon Pamphlet Series 34), Tōkyō 1941. Zur „Zentralen Liga für japanische Kultur“ (*Nippon Bunka Chūō Renmei*), bei der die Schriftenreihe erschien, und deren Gründer Matsumoto Gaku vgl. Roger H. Brown, Matsumoto Gaku und the Japan Culture League, 1933, in: Sven Saaler/Christopher W. A. Szpilman (Hg.), *Pan-Asianism. A Documentary History*, Bd. 2: *1920 – Present*, Lanham – Plymouth 2011, S. 129-136.

82 Vgl. de Bary, *Sources* (wie Anm. 78), Bd. 2: *1600 to 2000*, New York 2005, S. 808 ff., 935.

zeitgemäß. Der Titel von Singers Buch zeigt, dass der Kenntnisstand des Verfassers mit dem Kriegsende zu veralten begann.

Bedenken richten sich auch gegen die Grundlagen des Buchs: Singers japanische Sprachkenntnisse waren begrenzt, und noch begrenzter waren seine Fertigkeiten im Lesen japanischer Texte. Was in den Zeitungen stand, blieb ihm verschlossen.⁸³ Erst im Internierungslager in Australien lernte er eine größere Zahl der chinesisch-japanischen Schriftzeichen (*kanji*).⁸⁴ Sein Buch beruht daher völlig auf übersetzten Quellentexten, Darstellungen in (meistens) englischer Sprache, mündlichen Auskünften (von wem auch immer) und eigenen Erlebnissen. Oft bezog er sich auf seine Beobachtungen an Schule und Universität, und seine tief empfundene, jahrelange Einsamkeit, das Gefühl, trotz größten Interesses „auf subtile Weise“ von der japanischen Kultur ausgeschlossen zu sein, nannte er mit verhaltener, aber bitterer Ironie den „schlagendste(n) Beweis“ für deren spezifische Existenz.⁸⁵

Von seinem Lehrer Georg Simmel hatte Singer gelernt, auf das große Ganze zu achten, und im Einzelnen vertraute er darauf, die „Seele“ eines Volkes erfassen zu können, wenn er nur an dessen Alltagsleben teilhatte und sich von dessen Rhythmus „forttragen“ ließ.⁸⁶ Das gelang ihm nicht immer. An den (malaiischen) Amok verschwendete er fruchtlose Assoziationen, über die angebliche Unfähigkeit der Japaner zu eigener kreativer Leistung trug er die üblichen Stereotypen zusammen, und auch seine Auslassungen über feminine Züge bei japanischen Männern kann man getrost übergehen. Die Bemerkung, sie empfänden weniger Schmerzen und seien weniger kitschig als die Europäer, weil ihre Haut weniger Nervenzellen aufweise, hat sogar einen rassistischen Kern.⁸⁷ Ähnliches wurde im Ersten Weltkrieg von afrikanischen Soldaten behauptet, die man wegen ihrer angeblichen (physischen wie psychischen) Unempfindlichkeit an die vorderste Front schickte.⁸⁸

Auf der anderen Seite stehen die vielen hellsichtigen Beobachtungen und klugen Analysen zum Denken und Verhalten in Japan: über soziale Kohäsion und die heilsame Rolle von Vermittlern, über persönliche Loyalitäten und die Anerkennung von Macht, über die Neigung zum Schweigen (Singer: „Logophobie“) und die Bereitschaft, Dinge nebeneinander gelten zu lassen und nicht zu synthetisieren. Hält man Singers Tagebücher und Briefe dagegen, kann man ermessen, mit welcher analytischen Leistung er seine persönlichen Erfahrungen bändigte, um aus ihnen ein ausgewogenes Bild zu gestalten.

83 Singer an Edith Landmann, 28. 10. 1938 (NKS, B I 5, Bl. 72).

84 Singer an Karl Löwith, 10. 9. 1940 (NKL).

85 Spiegel, S. 249; Mirror, S. 100.

86 Spiegel, S. 31; Mirror, S. 23.

87 Spiegel, 103 ff.; 101, 145, 240, 247, 84 ff.; 96; Mirror, S. 41, 59, 94, 98.

88 Vgl. Niall Ferguson, *Civilization. The West and the Rest*, London 2011, S. 184 f.

Er litt unter dem jähen Wechsel von heiß und kalt, den Extremen des japanischen Klimas, und glaubte, davon einen „zug zum episodischen, flüchtigen, augenblicklichen“, ja, eine Unfähigkeit zu ausgereiften Leistungen ableiten zu können. In seinem Buch wurde daraus ein Abschnitt zur „Geo-Psychologie“ der Japaner, „monsun-geprägt“, und mit den Launen der Natur rechnend, aber auch „erstaunlich starke Beharrungskraft“ beweisend.⁸⁹ Er beklagte brieflich, dass „hier geistig so wenig geschieht“, und sah nur „ein vegetativ-halbträumendes, sanft gleitendes dasein, in dem ...gestaltung durch subtile dosierung ersetzt wird“. Doch in seinem Buch gab Singer zu, dass die „träumerische Apathie einer vegetativen Existenz“ ein standhaftes „Sich-Fügen in den kosmischen Rhythmus der Jahreszeiten“ begründe und so die Besonderheit, ja „Einmaligkeit“ der japanischen Kultur garantiere.⁹⁰ Er fragte sich, was Japan der Welt geben könnte, und zeigte sich skeptisch. An den Gemälden und farbigen Holzschnitten, die nur zwei Dimensionen berücksichtigen, fehlte ihm schlicht die dritte – „ich brauche den kubus“. Die Kunst des Weglassens und der Reduktion, die Kultur „des epigramms und des aphorismus“ wollten ihm insofern nicht einleuchten, als sie mit dem Verzicht auf Synthesen einherzugehen schien. Alles stehe nebeneinander, nichts werde zu einem Ganzen und Runden verbunden. Zwar hielt Singer an seinen Vorbehalten gegenüber dem unbekümmerten „Nebeneinander unvereinbarer Elemente“ fest. Auch die eigenen, hörbar schwierigen Erfahrungen mit seinen Studenten, Schülern und Kollegen kommen zu Wort. Doch gleichzeitig bemühte er sich, Kunst, Religion und Alltag in Japan als Bestandteile einer komplexen Lebenswelt zu beschreiben, in der der Verzicht auf eine Synthese als die „geradezu unheimlich anmutende Fähigkeit“ erschien, „sich augenblicklich von einem Ast auf den anderen zu schwingen“. Sogar zu einer Formulierung von geradezu kulturrelativistischer Einsicht rang er sich durch: „Was dem Europäer als Schwäche der bildend-unbildenden Kraft erscheint, wird von den Japanern als Beweis ihrer Fähigkeit betrachtet, Orient und Okzident zu einer höheren Einheit zu verschmelzen.“⁹¹ Für Karl Löwith war der gleiche Sachverhalt ein Zeichen von „Eitelkeit“ und „Anmaßung“.⁹²

Das Bemühen um Gerechtigkeit, das aus dem ganzen Buch spricht, kam schließlich auch dem Reich der Mitte zugute. Denn wer über Japan nachdenkt, kommt an China nicht vorbei. Zu groß sei – so Singer – die „Dankesschuld“, die Japan in mehr als zwei Jahrtausenden aufgehäuft habe.⁹³ In Peiping (Peking) konnte er unter den „riesenmauern ... nur ein fortfristen ... in bettlerfetzen und fragwürdigkeit“ erkennen: „was hier geht und steht, schmatzt und speit, ist längst über den tod hinaus – ein endzustand von dem unsre furchtbarsten träume nichts wissen“. „Friedhofsvisionen“ nannte er spä-

89 Singer an Edith Landmann, 4. 8. 1933 (NKS, B I 5, Bl. 4). – Spiegel, S. 64 ff.; Mirror, S. 28 ff.

90 Singer an Edith Landmann, 9. 5. 1939 (NKS, B I 5, Bl. 77). – Spiegel, S. 155, 139; Mirror, S. 155.

91 Tagebuch vom Mai 1933 (NKS, C I 27, Bl. 1); Singer an Martin Buber, 13. 5. 1934 (NKS, B I 2, Bl. 17; Druck: Buber, Briefwechsel [wie Anm. 11], Bd. 2, S. 537); Tagebuch vom 5. März [1938] (NKS, C I 29, Bl. 3). – Spiegel, S. 125 ff.; Mirror, S. 48 f.

92 Löwith, Der europäische Nihilismus (wie Anm. 58), S. 535.

93 Spiegel, S. 276; Mirror, S. 125.

ter seine Eindrücke, und der Erfolg der japanischen Waffen schien sie zu bestätigen.⁹⁴ Doch der Krieg nahm einen anderen Verlauf. Es kam darauf an, beide Länder gegeneinander zu halten und ihr allzeit schwieriges, aber fundamentales Verhältnis zueinander zu bestimmen. Singer tat das in einem umfangreichen Kapitel, das ein genaues Sechstel des ganzen Buchs ausmacht. Grundlegende Sachverhalte wie Himmelsvorstellungen und Götterwelten, Ursprungsmythen und Rituale, Kalligraphie und Hausbau, Zen-Buddhismus, Kunst und Poesie werden darin behandelt, freilich immer um energisch die Unterschiede zu betonen. Singer glaubte sogar, China als ein „Reich des Raums“ (der Ausdehnung), Japan dagegen als ein „Reich der Zeit“ (der Dauer) charakterisieren zu können. Darüber lässt sich streiten.⁹⁵ Sicher ist, dass sich Singer auch dann noch intensiv mit Japan befasste, als er das Land schon längst verlassen hatte. Der Vergleich mit den Briefen und Tagebuchnotizen zeigt, von welchen Voraussetzungen er ausging und welcher „synoptischen Kraft“⁹⁶ es bedurfte, aus isolierten, manchmal falsch gedeuteten und auch nicht immer beglückenden Eindrücken eine umfassende und ausgeglichene, wenn auch nicht durchweg abgerundete Darstellung entstehen zu lassen.

Das Buch war auf Deutsch konzipiert und wohl auch fertiggestellt worden. Obwohl Singer die englische Sprache für „ein sprachgewordenes boxen“ ansah,⁹⁷ begann er in Australien, seinen Text ins Englische zu übersetzen. Denn er hielt die japanische Kultur für einen „gesamtgegenstand erster ordnung“, nicht zuletzt unter den Bedingungen des Kriegs gegen Dai Nippon.⁹⁸ Amtliche Stellen in England und den Vereinigten Staaten teilten seine Auffassung; doch es kam nicht zur Publikation des Buchs, die er so wünschte. Erst 1973, elf Jahre nach Singers Tod, konnte es in englischer Sprache, wenig später in einer japanischen Übersetzung erscheinen.⁹⁹ Die ursprüngliche Fassung ging im Postverkehr mit deutschen Verlagen verloren. Weitere zwanzig Jahre sollten vergehen, bis das Buch in seiner eigentlichen Sprache veröffentlicht wurde, nun aber als Rückübersetzung aus dem Englischen. Bei keiner der publizierten Fassungen kann sich der Leser sicher sein, Singers originalen Text in Händen zu halten.¹⁰⁰

94 Singer an Edith Landmann, 2. 12. 1935, 28. 10. 1938 (NKS, B I 5, Bl. 52; B I 5, Bl. 72); an Karl Wolfskehl, 11. 12. 1935 (NKS, B I 9, Bl. 1; Druck: Wolfskehl, Briefwechsel aus Italien [wie Anm. 43], S. 141). – Vgl. auch Singers Artikel in der Neuen Zürcher Zeitung 28. 9. 1936, in dem er die Chinesen mit „Ungeziefer“ verglich, untilgbar zwischen gelber Erde und lichtblauem Himmel“, und als „Toten-Geschlecht“ titulierte: „wird das nicht der letzte Tag sein und das Gericht des Endes?“ (zit. Schönhärl, Wissen [wie Anm. 3], S. 308).

95 Spiegel, S. 254-304; Mirror, S. 105-124.

96 Kurt Singer in: Kurt Gassen/Michael Landmann (Hg.), Buch des Dankes an Georg Simmel. Briefe, Erinnerungen, Bibliographie, Berlin 1958, S. 294.

97 Singer an Karl Wolfskehl, 28. 6. 1939 (NKS, B I 9, Bl. 6; Druck: Karl Wolfskehls Briefwechsel aus Neuseeland [wie Anm. 34], Nr. 141, S. 327 f.).

98 Singer an Edith Landmann, 9. 5. 1939 (NKS, B I 5, Bl. 78).

99 Kuruto Jingā, Sanshu no jingi, Tōkyō 1975; 2., gekürzte Aufl. 1994.

100 Vgl. dazu Götz Wienold, Gibt es Kurt Singers Japan noch? Fragen zur Historizität von Singers Blick und zur doppelten Textgestalt, in: Eschbach, Interkulturelle Singer-Studien (wie Anm. 3), S. 209-245, hier S. 212 ff.

„Spiegel, Schwert und Edelstein“ gilt mittlerweile als „Klassiker der europäischen Japanliteratur“, als Pionierarbeit auf dem Feld der interkulturellen Studien, als frühes Beispiel einer Philosophie der symbolischen Formen und Zeichen.¹⁰¹ Das alles mag sein. Doch bedenkt man seine Entstehungsgeschichte, liest es sich als ein charakteristisches Beispiel von Exilliteratur. Singer begann mit der Sammlung des Materials, als ihm klar wurde, dass er nicht so bald nach Deutschland zurückkehren würde. Je länger er blieb, desto tiefer ging die Beschäftigung mit dem Land, in dem er leben musste. Er fühlte sich fremd und gleichzeitig heimisch, fasziniert und gleichzeitig einsam bis zur Verzweiflung. Das Schreiben half ihm, einen Standpunkt gegenüber Japan zu gewinnen und sich in der Not des Exils zu behaupten. Wie Stefan George, der „Meister“, nahm er „das neue Geschick“ an.¹⁰² Singer sah sich von den Quellen seines Wissens und seiner Bildung abgeschnitten und ließ sich auf einen Gegenstand ein, den er nicht wirklich beherrschte. Umso mehr kam es auf Kombination und Intuition an, auf „Sichten“, wie es im Kreis um Stefan George hieß. Vielleicht wurde deren Genauigkeit durch die Situation des Exils noch befördert, Singers Blick durch die Distanz zum Objekt geschärft.¹⁰³ Wie die meisten Bücher aus dem Kreis kommt „Spiegel, Schwert und Edelstein“ fast ganz ohne gelehrten Apparat aus. Trotz seines fernen Gegenstands und ungeachtet seiner internationalen Wirkung steht es somit in einer genuin deutschen, vom Autor beharrlich gepflegten Tradition. Auch im Einzelnen gibt es seine Nähe zu Georges Sprache und Gedankenwelt zu erkennen.¹⁰⁴

Die Sorge um das Japanbuch hat Singer für den Rest seines Lebens begleitet. Dass es über einen längeren Zeitraum entstand und so spät publiziert wurde, merkt man ihm an. Stärken und Schwächen liegen dicht beieinander. Grundlegende Einsichten stehen neben Beobachtungen, die durch die geschichtliche Entwicklung nach dem Zweiten Weltkrieg überholt wurden und schon zum Zeitpunkt der Veröffentlichung nicht mehr galten.¹⁰⁵ Darin spiegeln sich die Schicksale des Buchs. Sie waren so verschlungen wie der Lebensweg des Autors in den Wirrnissen einer „apokalyptoiden Zeit“.¹⁰⁶

Folker Reichert, Historiker. 1990 Habilitation mit einer Arbeit über die Entdeckung Ostasiens im Mittelalter. Von 1994 bis zum Ruhestand 2012 Lehrstuhlinhaber für mittlere Geschichte an der Universität Stuttgart. Seitdem Gastprofessuren u.a. an der Tongji-Universität/Shanghai und an der Staatlichen Universität Yokohama.

101 Wolfgang Wilhelm in: Singer, Spiegel, S. 8; Manfred Osten, Japan: ja! in: Die Zeit, 8. 11. 1991. – Judit Hidasi, A Pioneer of Intercultural Study. On Kurt Singer's *Mirror, Sword and Jewel*, in: Eschbach, Interkulturelle Singer-Studien (wie Anm. 3], S. 95-107. – Allert, Das gebrochene Pathos (wie Anm. 3), S. 124 ff. (19 ff.); Jens Heise, Anmerkungen zur Semiotik Singers aus der Sicht der Philosophie der symbolischen Formen, ebd., S. 109-118; Yoshihiko Ikegami, Characterizing a Culture: Kurt Singer and his ‚Symbolic‘ Approach, ebd., S. 309-326.

102 Brasch, Die Verstreten (wie Anm. 42), S. 30.

103 Vgl. Peter Burschel/Alexander Gallus/Markus Völkel, Intellektuelle im Exil, Göttingen 2011.

104 Vgl. etwa Allert, Das gebrochene Pathos (wie Anm. 3), S. 128 (24); Schönhärl, Wissen (wie Anm. 3), S. 185, 314.

105 Vgl. Wienold, Gibt es (wie Anm. 100), S. 231 ff.

106 Singer an Karl Löwith, 19. 4. 1941 (NKL).